

Seite 4  
Fundsache  
Ein Lokaltermin an der  
jüdischen Universität

Seite 7  
Jahrzeit  
Die „Rindfleisch-  
Verfolgungen“ 1298

Seite 10  
In Memoriam  
Franz D. Lucas

Seite 12  
Meschullam ben  
Kalonymos

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut

1. Jahrgang 1998  
Heft 2

# KALONYMOS

## Ein unabhängiger Zaddik – Jacob Katz

Worte des Gedenkens von Mordechai Breuer

Noch war ich nicht Bar Mizwa, da kam der junge Lehrer Jacob Katz in unser Haus und begann, mit mir Gemara zu lernen — zusätzlich zu dem wenigen Unterricht, den uns die jüdische Schule in Frankfurt am Main darin gab. Er kam aus Ungarn, was an seiner Sprache und seinem Akzent deutlich zu merken war. Zwar ließen wir, mein Bruder und ich, keine Gelegenheit aus, um ihm zu demonstrieren, daß wir, was für ihn Fremdsprache war, als Muttersprache beherrschten, doch wurden wir darum nicht hochmütig. Mit der Intuition junger Schüler, die sich nicht täuschen läßt, bemerkten wir sofort seine Klugheit, seinen kritischen Blick, seine Fähigkeit, auf die weltlichen und menschlichen Angelegenheiten mit fröhlichem Humor zu reagieren, und vor allem: seine intellektuelle Redlichkeit, die ihm nicht gestattete, ein Wort zu äußern, das nicht ganz durch sein Wissen und Denken gedeckt gewesen wäre. Sein Eintritt und Aufenthalt in unserem Haus brachten eine sanfte, frische Brise, die uns jungen Lernenden Stunden der Bereicherung bescherte, in denen die Worte der Gemara begleitet waren von interessanten und reizvollen profanen Gesprächen. Nicht, daß es daran in unserem Hause je gefehlt hätte. Im Gegenteil, mein Vater Isaac Breuer s. A.<sup>1</sup> liebte die Gesellschaft von Jeschiwa-Schülern und Studenten, und am Tisch des Hausherrn hörte man stets Lachen und muntere Stimmen. Doch der meist ironisch gefärbte Humor meines Vaters trug fast immer eine ernste philosophische oder ideologische Botschaft, während der Humor von Herrn Katz sozusagen der guten Laune und Heiterkeit selbst entsprang, um die Menschen zu erfreuen. Erst im Laufe der Zeit nahmen wir den kritischen Stachel und die klugen Andeutungen wahr, die in seinen witzigen Worten verborgen waren. So freundeten wir uns an und verbrachten nicht nur beim Lernen gemeinsame Zeit, sondern auch bei Ausflügen und Gesang. Möglich, daß wir

seine ersten Zöglinge waren, und wenn wir es auf uns nahmen, ihm als erste Versuchskaninchen seiner pädagogischen Arbeit zu dienen: wohl uns, ein gutes Los hatte uns getroffen.

Denn dieser Jacob Katz war ein geborener Lehrer und Erzieher, und auch sein Humor nahm zuweilen die Züge sokratischer Ironie an, die nach der Weise der Meister des Talmud das Denken der Schüler schärfen. Diese Bemerkung mag diejenigen überraschen, die Professor Katz allein als Gelehrten, als Historiker oder Soziologen, kannten und ihn höchstens als akademischen oder Seminar-Lehrer erlebten. [...] Sein pädagogisches Ethos aber verließ ihn zeit seines Lebens nie, und seine Hörer und Doktoranden werden bezeugen, daß sie dem Wirken dieses Ethos in ihren Begegnungen mit dem ausgezeichneten Lehrer viel verdanken. In Deutschland war Katz als Talmudlehrer tätig, und besonders auch als Lehrer der hebräischen Sprache für diejenigen, die sich auf die Alija<sup>2</sup> vorbereiteten. Zwar unterrichtete er, um ein Einkommen zu haben, doch spielten dabei auch ideelle Werte eine Rolle: die Liebe zu Erez Jisrael und seine positive Haltung zur Idee der nationalen Erneuerung des jüdischen Volkes.

Der Übergang von der allgemeinen und religiösen Erziehung zum Labor der wissenschaftlichen Forschung bedeutete für Jacob Katz, von einem Fach, das von Werten ganz durchdrungen ist, zu einer wertfreien Disziplin zu wechseln. Ich erinnere mich, daß er sich vor seinen Hörern in der Universität mehr als einmal so äußerte: „wertfreie Wissenschaft“ – damit beschäftigen wir uns. Dies hieß nun keineswegs, Werte zu verachten, bewahre, ihre Würde blieb unangetastet. Vielmehr bedeutete es, daß wir, wenn wir wissenschaftlich forschen, allein den Wortlaut der Quellen vor uns haben und nichts mitbringen außer Wissen und Verstand und unsere Vorstellungskraft. Allerdings ist richtig, daß wissen-

1  
Isaac Breuer (1883-1946),  
Anwalt, Schriftsteller und  
führende Vertreter der  
Orthodoxie; Enkel von  
Samson Raphael Hirsch; Sohn  
von Salomon Breuer, Hirschs  
Nachfolger in der Frankfurter  
„Austrittsgemeinde“.

2  
Alija – „Hinaufziehen“;  
Emigration nach Palästina.



Der herausragende Historiker Jacob Katz ist am 21. Mai 1998 im Alter von 93 Jahren in Jerusalem gestorben. 1904 im ungarischen Magyargencs geboren, besuchte er mehrere Jeschiwot und wurde in Frankfurt am Main zum Rabbiner ordiniert. Dort studierte er zwischen 1930 und 1934 an der Universität bei Karl Mannheim und promovierte mit einer Arbeit über *Die Entstehung der Judenassimilation in Deutschland und deren Ideologie*. 1936 emigrierte er nach Palästina und wirkte von 1950 bis zu seiner Emeritierung 1974 an der Hebräischen Universität zu Jerusalem, deren Rektor er von 1969 bis 1972 war. Jacob Katz leistete Pionierarbeit auf dem Gebiet jüdischer Sozialgeschichte in Europa und Deutschland. Seine zahlreichen Werke wirkten richtungsweisend für Forscher in Israel, Amerika und der Bundesrepublik. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählten die Emanzipation und die Brüche in der jüdischen Gesellschaft, die diese begleitete, die Beziehungsgeschichte zwischen Juden und Christen und der Antisemitismus.

Die Gedenkrede hielt Professor Mordechai Breuer, Jerusalem, am 23. Juni, nach Ablauf der 30 traditionellen Trauertage bei einer Gedenkveranstaltung, die gemeinsam von der Hebräischen Universität, der Israelischen Historischen Gesellschaft und dem Leo Baeck Institute veranstaltet wurde.

schaftliche Forschung ihren Namen nur verdient, wenn sie *einen* hohen Wert achtet: die Wahrheit – und sie ist bekanntlich das Siegel des Heiligen, gelobt sei Er. Ihr hatte sich Professor Katz mit Herz und Seele verschrieben, daher rührte seine peinliche Genauigkeit bei der historischen Auslegung von Texten und auch, im Alter, seine scharfe Ablehnung der Postmoderne in der Historiographie, die – in ihren extremen Ausprägungen – textuelle Bedeutungen im Sinne des Lesers hervorbringt, statt sich zu bemühen, die Bedeutungen aufzudecken, die der Autor wirklich oder wahrscheinlich seiner Persönlichkeit, dem Ort und der Zeit entsprechend vor Augen hatte. Dies war nicht die Reaktion eines greisen Wissenschaftlers, der den jüngsten Fortschritten nicht länger folgen konnte. Auf dem Gipfel seiner akademischen Karriere hätte Katz nicht anders reagiert. Schließlich versetzte er in den letzten Jahren den gesamten Kreis seiner Schüler in Erstaunen, wann immer sie ihn trafen, mit ihm sprachen und den Worten des alten Mannes zuhörten, die doch keine Spur des intellektuellen und wissenschaftlichen Alterns oder des Veralteten zeigten.

Das Feld der historischen Forschung im vorstaatlichen Erez Jisrael betrat Katz, indem er kritische Artikel über neue Werke und gängige Thesen veröffentlichte. [...] In seinen Rezensionen wurden zum ersten Mal Töne laut, die Dissonanzen in die Harmonie der zeitgenössischen Historiographie hineintrugen. Er ging daran zu prüfen, wie es sich mit dem authentischen und konkreten Gehalt einiger Begriffe und sprachlicher Prägungen verhielt, derer sich eine jüdische Historiographie bediente, die von Heinrich Graetz bis Benzion Dinur als „modern“ galt. So war es in der zionistischen Geschichtsschreibung „modern“, die Zionsfreunde und diejenigen, die von der Rückkehr nach Zion träumten, ehe Herzls Zionismus entstand, als „Vorläufer“ des Zionismus zu bezeichnen. Katz wies den Wesensunterschied zwischen der Zionsliebe (*Chibbat Zion*) und dem modernen Zionismus auf und negierte die Zulässigkeit des Begriffs „Vorläufer des Zionismus“. Ein anderes Beispiel: Von den Tagen der Aufklärer bis zu Graetz und späteren Historikern war es „Mode“, alle Wandlungen der Halacha auf wirtschaftlichen Druck und persönliche Motive der Halachisten zurückzuführen. Katz distanzierte sich von dieser bequemen Anschauung als allgemeiner Arbeitshypothese, er vermied sie und warnte vor ihr. Wäre die Elastizität der

Halacha eine Funktion wirtschaftlicher und existentieller Umstände gewesen, „so wären zahlreiche Hauptteile der Halacha, die den Lebenswandel des Juden im Mittelalter einschränkten, außer Kraft gesetzt worden. Sie setzten ihm Grenzen, was Speise und Trank betraf, und hielten ihn an etlichen Tagen des Jahres von jeder wirtschaftlichen Tätigkeit fern, doch blieben diese Einschränkungen trotz des Drucks der Realität unverrückt bestehen“.<sup>1</sup> Formal gesehen und mit heutigen Begriffen gesprochen, ließe sich sagen, daß Jacob Katz in den Kreis der jüdischen Historiographie als Vertreter einer Postmoderne eintrat.

Doch wie gesagt, nur formal gesehen. Denn inhaltlich forderte er gerade, daß der halachische Text zu seinem Recht komme: „[Die Erforscher] der Geschichte der Halacha haben [bisher] kaum den Inhalt der Schriften berührt, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Ihre Arbeit war bibliographisch ausgerichtet.“ Der Geschichtsschreibung aber, die zur historischen Wahrheit vordringen möchte, ist es aufgegeben, „die nachalmudische Halacha aus ihrer *splendid isolation* zu befreien und sie als Subjekt wie Objekt der Entwicklungen, Veränderungen und Wandlungen in der Geschichte der jüdischen Gemeinschaft zu betrachten“.<sup>2</sup> Die Halacha selbst als historisches Thema und der halachische Text als hauptsächliches und verlässliches Werkzeug der Forschung: dies war die methodologische Neuerung von Professor Jacob Katz auf dem Gebiet der Geschichte der Halacha und ihrer Beziehung zur konkreten Wirklichkeit – auf sie gründete er seine besten Werke und sie vermachte er Generationen von Schülern. [...]

Dies bedeutet nicht, daß sich Katz aus Voreingenommenheit für die Halacha und die Halachisten mit Kritik zurückhielt. Er schrieb über seine Methode, daß er bei seinem Bemühen um die Aufdeckung der in den nachalmudischen halachischen Schriften enthaltenen historischen Aussagen seine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Ebenen der Halacha richtete: auf das, was schriftlich niedergelegt ist, und das, was praktiziert wurde, und besonders auf das, was zur Ebene der übergeordneten Beweggründe gehört, das heißt zu den Motiven, die in den halachischen Quellen nicht ausdrücklich dargelegt sind, jedoch unter dem Gesichtspunkt der Reflexion des Judentums, der Beförderung seiner Ziele und Visionen, legitim sind – legitim im Hin-

1  
Halacha und Kabbala  
[hebr.], Jerusalem 1984,  
S. 2-3.

2  
Halacha und Kabbala,  
Vorwort und Einleitung.

Die Entstehung der Judenassimilation  
in Deutschland  
und deren Ideologie.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde  
der Philosophischen Fakultät  
der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Frankfurt a. M.  
vorgelegt von  
Jakob Katz  
aus Magyarszencs.

blick auf die Tora als einen Begriff, der mehr umfaßt als der Begriff der Halacha. Zu den methodischen Wegzeichen, die er für sich und die historische Analyse von Texten überhaupt errichtete, gehörte seine Warnung, „daß nicht jeder Satz für sich und aus dem Zusammenhang gerissen als historisches Indiz und Zeugnis zitierbar ist“, und daß wir, „ehe wir [halachische und homiletische] Quellen heranziehen, zuerst fragen müssen, welcher Natur sie sind und welche Ziele sie verfolgen“.<sup>1</sup> Nicht die Ehrfurcht vor der religiösen Bedeutung der Quelle verlangt dies, sondern das Streben, zu ihrer wahren historischen Bedeutung vorzudringen.

Als Historiker der Halacha befaßte sich Professor Katz mehr und mehr mit der Spannung zwischen dem normativen System, das in den alten, unverändert gültigen Quellen wurzelt, und dem unablässig sich wandelnden Leben der Gesellschaft, der Wirtschaft und Technologie. Wohl gehörte die Konfrontation von Halacha und Realität von jeher zur Geschichte der Halacha, wovon die Verordnungen der Geonim, der frühen und späten rabbinischen Gelehrten zeugen, die zum festen Bestandteil jüdischen Rechts wurden und uns bis heute begleiten. Doch diese Konfrontation verschärfte sich im Zeitalter der Moderne aufgrund der gewaltigen gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen, vor allem aber angesichts dessen, daß sich viele Angehörige des jüdischen Volkes immer weniger an die Pflicht gebunden fühlen, die religiösen Gebote und Bräuche zu halten. Diese Situation, die zu einer relativen „Isolierung“ der Halacha im Volk geführt hat, zog die Aufmerksamkeit des Forschers, besonders in seinen letzten Studien, auf sich. Wer ihn aus der Nähe kannte, kann bezeugen, daß es sein kritischer Sinn war, der ihn zu diesem Thema führte und ihn dazu brachte, die Schwäche des Rabbinats bloßzulegen, wo es um die Auseinandersetzung mit der Moderne unter jedem ihrer Aspekte geht. Doch nicht das allein: mochte auch im Kopf des Forschers die kühle und kompromißlose Kritik herrschen, so lebte doch in seinem Herzen die warme Liebe zur Tradition der Väter und zur Lehre ihrer Weisen. Dort nistete auch insgeheim die Hoffnung, die nur selten zum Ausdruck kam, seine historische Kritik könnte dazu beitragen, daß die Welt der Tora auflebt, sich erneuert und bereit zeigt, positiv auf die Herausforderungen der Zeit zu reagieren. Eine der Stellen, an denen diese Hoffnung hervortritt, findet sich am Ende seines letzten

zu Lebzeiten erschienenen Werkes: „Ein Historiker, der sich der Erforschung der Vergangenheit zugewandt hat, um auf die Gegenwart einzuwirken, setzt den Lohn seiner Arbeit aufs Spiel. Wohl habe ich in diesem Buch nicht darum versucht, die Geschichte der Spaltung der Gemeinden Israels darzustellen, weil ich die verschiedenen ideologischen Ansichten zurechtrücken wollte, die darüber in der Öffentlichkeit verbreitet sind. Doch wenn sich unter den Ideologen manche finden, die ihre Vorstellungen im Lichte dieser Darstellung überprüfen, wäre dies eine willkommene – wenn auch unerwartete – Begleiterscheinung meiner Arbeit“.<sup>2</sup> Diese Worte klingen beinahe wie ein Testament.

Wenn wir nun von der Liebe des Professor Katz sprechen, so muß seine Liebe zur Tora besonders hervorgehoben werden. Es war ihm vergönnt, mit der Tora nicht seinen Lebensunterhalt bestreiten zu müssen, während es ihm seine Beschäftigung mit der Geschichte der Halacha doch ermöglichte, sein Leben lang aus dem Zelt der Tora nicht zu weichen. In jeder seiner zahlreichen Abhandlungen über halachische Gegenstände wird spürbar, daß er sich über die Worte der Tora, mit denen er sich befaßt, „freut, wie einer, der große Beute fand“.<sup>3</sup> Darin gleicht er einem anderen großen Geist, Harry A. Wolfson,<sup>4</sup> der imstande war, zwei Seiten seines großen Buches über R. Chasdai Crescas' Kritik an Aristoteles einer detaillierten, gelehrten und umsichtigen Analyse der Methode des talmudischen Pilpul<sup>5</sup> zu widmen. So auch Katz: seine Liebe zur Wahrheit der Tora erlosch sein Leben lang nicht. Wer immer den ersten Teil seiner Autobiographie gelesen hat, wird beeindruckt sein von seiner Treue zu seinen Jugenderinnerungen, den Jahren an den ungarischen Jeschiwot, und von seiner Hochachtung gegenüber den Häuptern der Jeschiwot, in denen er wahre Gelehrte und Erzieher der Jugend sah, die ihre Arbeit verlässlich, begabt und klug verrichteten.

Nun da ich Ungarn erwähnt habe, will ich schließen, wie ich begonnen habe. Als Jacob Katz aus einer ungarischen Kleinstadt in die westeuropäische Metropole gelangte, vollzog er in gewisser Weise den Sprung von einem Judentum der alten Art zur „Orthodoxie“. Wie so viele Fromme mochte Katz diesen Ausdruck nie, betrachtete ihn aber als unersetzlich und notwendig, gerade weil er darauf bedacht war, deutlich zu unterscheiden zwischen dem, was er die „traditionelle Gesellschaft“

1  
Halacha und Kabbala,  
S. 337 u. 339.

2  
Der Riß, der sich nicht schließt  
[hebr.], Jerusalem 1995, S. 285.

3  
Psalm 119, 162.

4  
Harry Austryn Wolfson (1887-  
1974), Philosophiehistoriker.

5  
Pilpul – dialektische, „scharfe“  
Talmuddisputation.



Von Jacob Katz sind folgende Titel deutsch erschienen, von denen allerdings derzeit nur die letzten zwei lieferbar sind: *Zur Assimilation und Emanzipation der Juden. Ausgewählte Schriften*, Darmstadt 1982; *Richard Wagner. Verbote des Antisemitismus*, Königstein/Ts. 1985; *Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770-1870*, Frankfurt a. M. 1988; *Vom Vorurteil bis zur Vernichtung. Der Antisemitismus 1700-1933*, München 1989; *Begegnung von Deutschen und Juden in der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts* (Hrsg.), Tübingen 1994; *Zwischen Messianismus und Zionismus. Zur jüdischen Sozialgeschichte*, Frankfurt a. M. 1993; *Die Hep-Hep-Verfolgungen des Jahres 1819*, Berlin 1994. Seine 1989 hebräisch erschienene Autobiographie wurde 1995 englisch unter den Titel *With My Own Eyes. The Autobiography of an Historian* (Hanover, New Hampshire) veröffentlicht. Zwei seiner wichtigsten Werke, *Tradition and Crisis. Jewish Society at the End of the Middle Ages*, New York 1993 (neue englische Übersetzung des 1958 erschienenen *Masoret u-Mashber*) und *Exclusiveness and Tolerance. Studies in Jewish-Gentile Relations in Medieval and Modern Times*, London 1961, harren immer noch ihrer Übersetzung ins Deutsche.

nannte, und dem orthodoxen Judentum. Er betrachtete die Orthodoxie, in deren Umkreis er viele und nutzbringende Jahre verbrachte, mit großer Empathie, auch wenn ihr etwas Synthetisches anhaften mochte. Doch scheint mir, daß er, plötzlich gefragt, was für ein Jude er sei: ein ungarischer oder ein deutscher? – unverzüglich geantwortet hätte: ein ungarischer Jude; oder er hätte sich, wie ich anlässlich seines neunzigsten Geburtstages erzählt habe, zum „unabhängigen Zaddik“ erklärt. Wie dem auch sei, die Forschung zur jüdischen Orthodoxie steht bei ihm in großer Schuld. Mag sein, daß die Forschergenerationen, die nach uns kommen, noch andere Aspekte entdecken werden, die das, was er uns zu sehen gelehrt hat, ergänzen; mag sein, daß ihnen die Vitalität und Überlebenskraft des halachischen Judentums nicht weniger bedeutsam erscheinen wird als seine Bedrängnis; mag sein, daß sie sich den kühnen Neuerungen der Orthodoxie zuwenden werden und nicht nur ihren ohnmächtigen Protesten. So oder so werden sie in Professor Katz den Gründungsvater einer neuen Schule der jüdischen Geschichtsschreibung ehren.

Auch im hohen Alter hat Katz sich nicht, wie so viele seiner Generation, eine weit von seinen bisherigen Gegenständen entfernte Ecke der Forschung gesucht, sondern sich in dieselben Gegenstände noch weiter forschend und reflektierend vertieft. Eines allerdings war neu: nun bezog er sich häufig

auf Probleme der Gegenwart, die mit den historischen Themen in Verbindung standen, die ihn von jeher interessierten. So auch bei einem seiner letzten öffentlichen Auftritte in der Universität. Er sollte zum Thema „Was ist Orthodoxie?“ sprechen und hatte einen einstündigen Vortrag vorbereitet. Als ihm Minuten vor Beginn mitgeteilt wurde, daß ihm nur eine halbe Stunde zur Verfügung stünde, änderte er augenblicklich sein Programm und machte den letzten Teil des Vortrags zum Hauptteil seiner Rede: „Die Orthodoxie in der Gegenwart“.

Unsere Weisen, gesegneten Andenkens, sagten: „Keiner geht aus dieser Welt und hielte auch nur die Hälfte seines Begehrens in Händen“.<sup>1</sup> Es scheint, daß es Professor Jacob Katz vergönnt war, nach einem langen, reichen und fruchtbaren Leben aus der Welt zu gehen, weit mehr als die Hälfte seines Begehrens in Händen.

Sein Andenken sei zum Segen.

*Aus dem Hebräischen: Andrea Schatz*

Mordechai Breuer, geb. 1918 in Frankfurt am Main, ist emeritierter Professor für jüdische Geschichte der Bar-Ilan Universität, Israel. 1986 erschien seine große Monographie *Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871-1918*, Frankfurt am Main, die erste sozialgeschichtliche Würdigung der deutschen Orthodoxie.

1  
Midrasch Kohelet 1,13

## Ein Lokaltermin an der jüdischen Universität im November 1820

Carsten Wilke

Jeder Historiker kennt in seinem Quellenmaterial gewisse blinde Flecken, die auch langwieriger Vergleichsarbeit und kluger Konjektur trotzen. Um so mehr frohlockt er, wenn die Entdeckung eines neuen Dokuments mit einem Mal den Blick auf einen solchen lange verborgenen Aspekt vergangenen Lebens freigibt. Wir hoffen, den Lesern des *Kalonymos* hier gelegentlich von solchen Funden berichten zu können.

In dem nach wie vor besten Werk über die Modernisierung des jüdischen Erziehungswesens im

19. Jahrhundert, das gegenwärtig von der Duisburger Judaistin Maike Strobel aus dem Hebräischen übersetzt wird, bedauert Mordechai Eliav den Mangel an genaueren Hinweisen über die Geschichte des höheren jüdischen Bildungswesens zu jener Umbruchszeit. Erfreulicherweise wissen wir jetzt etwas mehr, und zwar dank einer umfangreichen zeitgenössischen Dokumentation, die im Staatsarchiv Nürnberg zutage kam. Sie blieb wohl deswegen unentdeckt, weil sie gar nicht bei den „Juden-sachen“, sondern in den mittelfränkischen Schulak-



Das Fürther Rabbinerhaus, in dem sich die Jeschiwa befand, zwischen Altschul und Kirchturm  
Stadtarchiv Fürth

ten unter dem Stichwort „Universität“ gesucht werden muß. Und dorthin gehört sie eigentlich auch. Zumindest für den damaligen Volksmund gab es tatsächlich eine jüdische Universität: die „Hohe Schule“ von Fürth, die unter ihrem letzten Direktor Wolf Hamburger (1770-1850) die tragende Säule des rabbinischen Geisteslebens im westlichen Deutschland war. Sechs Aktenbände mit Berichten, Statistiken, Memoranden und Korrespondenzen dokumentieren die zehnjährige Kontroverse, die sich der Ansbacher Kreisschulrat Johann Georg Nehr (1765-1854) mit den Fürther Talmudisten lieferte, bis seine Behörde, unterstützt durch jüdische Reformer, im Jahre 1830 ein königliches Lehrverbot gegen Hamburger erwirkte. Auch ein Talmudprofessor befand sich also unter den Geknebelten der Metternichzeit.

Dieses Material wird gegenwärtig im Rahmen des Duisburger Rabbinatsprojekts ausgewertet. Auszugsweise mitgeteilt sei hier Nehrs Gutachten „Über den Geist der jüdischen Studienanstalt in Fürth“ vom 2. November 1820, das die Debatte um die Talmudhochschule entfachte. Was dieser Mann, gelehrter Verfasser zahlreicher evangelisch-theologischer, philosophischer und historischer Werke, von seiner Forschungsreise in die Welt der Jeschiwa zu berichten weiß, liest sich heute wie ein tragikomisches Dokument über das verpaßte Rendezvous der modernen christlichen Bildungselite mit den Dichtern und Denkern gleich nebenan. Hier der Text:

Als ich gestern, den 1. November, nach Mittag hier in Fürth angekommen war, setzte ich mich sogleich in Benehmen mit dem hiesigen Stadtkommissär Zehler, der mir sagte, wie weit seine Untersuchung über die Localitäten, äussern Einrichtungen, Stiftungen und Verhältnisse der hiesi-

gen sogenannten Universität der Fürther u. der übrigen Judenschaften gediehen sey und welche Hindernisse er dabei zu besiegen gehabt habe. So machte ich es zu meiner Aufgabe, zunächst den Geist dieser Anstalt und den Gang, der hier zur Geistesbildung der Jünglinge genommen wird, zu untersuchen.

Der Stadtkommissär war soeben beschäftigt, die sogenannten Studenten des Instituts einzeln über ihre Namen, Geburtsorte, Alter, Ausbildung und Ernährungsmittel zu vernehmen. Ich wohnte dieser Vernehmung bei und sahe da Studenten von 12, 13 bis 20 Jahren aus allerlei Gegenden Deutschlands, einer selbst aus Hamburg [...] Da die Vorstände der Judenschaft und die 2 Hauptlehrer, Falkenauer und Hamburger, anwesend waren (der Rabbiner ist gestorben und noch nicht ersetzt), so boten ihre Antworten auf die mancherlei an sie gestellten Fragen folgende Ergebnisse dar:

Sie nehmen jeden jungen Menschen auf, welcher zu ihnen kommt, ohne Rücksicht auf Alter, Zeit und Vorbildung, die letztere scheint ihnen gar nicht zuträglich, weil die Jünglinge erst durch den Unterricht über den Talmud und seine Schwierigkeiten zum Denken geweckt und ihre Denkkraft geübt wird. [...]

Der Talmud, diese Sammlung von Erklärungen über und von Zusätzen zu den Mosaischen Vorschriften, dieser Codex der jüdischen Rechtskunde und Ceremoniensatzungen, diese Quelle jüdischer Vorurtheile, altväterlichen Aberglaubens, mitunter auch erbärmlichen Unsinn, der Talmud ist das einzige Buch, worüber die Hauptlehrer Unterricht ertheilen, und welchen die sogenannten Studenten 6, 8, 10 Jahre allein genau kennenzulernen bemühet sind.

Die Studenten sind von zweierlei Art. Die einen studieren den Talmud, um sich einer jüdischen Re-

Titelblätter des von Joel Brill herausgegebenen *Sefer Semiroth Israel*, hier das fünfte Buch der Psalmen mit der Übersetzung von Moses Mendelssohn und dem Kommentar von Joel Brill. Gedruckt in Fürth im Jahr 5565 (1804/05) bei Isaac David Zirndorffer.

Rechts: Ausschnitt aus der Liste der Fürther Subskribenten dieser Psalmenausgabe, darunter auch Wolf Hamburger.



R. Wolf Hamburger  
J.N.U.L., Schwadron Collection

ligionspflicht ... zu entledigen und nach einem Studium von 5-6 Jahren zur Handelschaft überzugehen; die anderen studieren den Talmud, um Lehrer und selbst Rabbiner zu werden. [...]

Der öffentlichen Lehrer sind gewöhnlich drei, der Rabbiner und noch zwei Talmudisten [...] Alle 3 geben den Jünglingen Unterricht unentgeltlich. Falkenauer ist wohlhabend, Hamburger arm. Er wird von seiner Frau ernährt.

Die sogenannten Studenten können unter den Hauptlehrern wählen, welchen sie wollen. Daher gehen sie vom einen zu dem andern nach Willkür über. [...]

Um mit der Art des Unterrichtens über den Talmud bekannt zu werden, kündigten wir, der Stadtkommissär und ich, den beiden Hauptlehrern an, daß wir heute vor Mittag bald nach 9 Uhr ihren Vorlesungen beiwohnen würden.

Wir gingen zunächst zu Falkenauer. Wir fanden ihn an einem langen Tisch stehend, rings um den Tisch standen seine sämtlichen Schüler. Er hatte ein Kleid und darüber einen Mantel oder Talar an und einen Schabbashut auf dem Kopfe. Alle Schüler waren entweder mit ebensolchen Hüten oder mit gewöhnlichen Hüten bedeckt und hatten nur Überrocke an. Vor dem Lehrer lag der Talmud aufgeschlagen. Einige der Schüler hatten denselben auch mitgebracht. Falkenauer bat um Verzeihung wegen der Kopfbedeckung und entschuldigte sich mit einem göttlichen Gebote, vermöge welches jeder, der Gottes Wort lehrt oder gelehrt wird, das Haupt bedeckt haben müsse; alle, die weder das Eine, noch das Andere thun, könnten im Zimmer unbedeckt bleiben.

Er trug hierauf die Lehre des Talmud von den Scheidebriefen vor, uns Zuhörern zu Gefallen in deutscher Sprache. Ausser dem wird jeder Vortrag in rabbinischer Sprache, wie er bemerkte, gehalten, weil sich die vielen Kunstausdrücke nicht gut im Deutschen wiedergeben lassen sollen. Nachdem der Lehrer einen Satz des Talmud vorgelesen und verdeutscht hatte, wobei er manchmal zur Erläuterung die Bedeutungen der Wörter ihren verschiedenen Sinn an andern Stellen anführte, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, ein Kauterwelsch von verdorbenen lateinischen grammatikal. und andern Kunstwörtern einmischte und sich auf Nebendinge einließ, welche gar nicht zur Sache gehörten: so goß er über den vorgelesenen Satz einen solchen Strom von jüdisch ausgesprochenen deutschen

Wörtern und gieng so mühsam von einer Theilbemerkung zu der andern über, daß schon dieses jeden Zuhörer hätte mit Eckel erfüllen müssen, wenn nicht das beständige Getöse der Schüler, welche jedes Wort dem Lehrer von dem Munde wegzuschnappen und seiner Erklärung durch die ihrigen zuvorkommen suchten, das Ohr, und die Bewegungen, welche viele dabei wie beim gewöhnlichen Beten machten, das Auge beleidiget hätten. So gieng es von einem Satz des Talmuds zu dem andern.

Nach einer halbstündigen Geduldprobe nahmen wir von Falkenauer und seinen Schülern Abschied, um uns einer Aehnlichen bei Hamburger zu unterwerfen.

Hier wurde ebenderselbe Gegenstand (vermuthlich nach einer Verabredung) abgehandelt. Doch erbat sich Hamburger bald von uns die Erlaubniß aus, weil heute der Todestag seines Vaters sey und die Religion dem Lehrer gebiete, seinen Schülern etwas mit dem Gedanken an den Tod im Zusammenhang Stehendes vorzutragen, von einem moralischen Gegenstande, wie er sich ausdrückte, handeln zu dürfen. Wir willigten gerne darein. Nun brachte er den Satz des Rabbi Maimon vor: "Einen Tag vor deinem Tode bessere dich!" Ohne zu erörtern, was sich bessern heiße, erklärte er sich blos umständlich über den Sinn des Gedankens: "Einen Tag vor deinem Tode". Der Vortrag des Lehrers und das Dareinschwätzen der Schüler war wie bei dem vorhergehenden Vortrag. Doch mischte er niemals, wie Falkenauer, lateinische Wörter darein, sprach aber ebenso schlecht deutsch als jener.

Als wir aufbrechen wollten, hielt er uns halb mit Gewalt zurück, um uns noch einen Beweis seines Scharfsinns zu geben. Er setzte sich zu uns, und unterhielt uns über die Ursachen, warum der Diener des Abraham, Elieser, bei Abschließung des Heirathsvertrages zwischen Isaak und Rebekka ausdrücklich des Umstandes erwähnt habe, der gar nicht zum Wesentlichen des Vertrages gehörte, daß Isaak von der Sara in ihrem hohen Alter geboren worden sey [Genesis 24,36]. Nach mancherley Gewäsch und vielem Querreden seiner Schüler gab er den gedoppelten Grund an, 1. Laban und seine Familie sollten vor der Vermuthung bewahrt werden, daß Isaak des Königs Abimelech Sohn sey, 2. diese sollten vielmehr einsehen lernen, er sey dem Abraham gleichsam vermittels eines Wunders von Gott durch die hochbejahrte Sara geschenkt worden.



Ein Paar solche Beispiele rabbinischer Weisheit charakterisieren besser als viele Worte den Geist der Lehrer dieses jüdischen Instituts [...] Mit den christlich-deutschen Universitäten hat diese sogenannte jüdische Universität nichts gemein, als die Freiheit der Studenten, sich nach Willkür von diesem oder jenem Lehrer belehren zu lassen [...] Den Lehrern mußte vorgeschrieben werden, mehr die Thora und alle Theile des Alten Testaments ihren Schülern zu

erklären und, nachdem sie erst diesen Lehrgang vollendet hätten, zur Erklärung des Talmud überzugehen. So lange die Talmudisten ihr Unwesen, wie bisher, fortreiben und die Satzungen des Talmud ohne Ausnahme für Gottes Gebote ausgegeben werden, wird man vergebens eine Annäherung der Denkungsart und der Sitten der Juden an jene der Christen erwarten.

# „Ich weine über die Härte des Geschickes“. Die „Rindfleisch-Verfolgungen“ von 1298

Aubrey Pomerance

Am 9./10. November jähren sich zum sechzigsten Mal die Novemberpogrome, in denen fast 2000 Synagogen in ganz Deutschland angezündet und zerstört wurden. Blickt man auf die lange Geschichte der Juden in Deutschland und Europa zurück, so sind eine Reihe weiterer schrecklicher Ereignisse zu benennen, deren „runde“ Jahrestage ins Jahr 1998 fallen. Vor 350 Jahren begannen die verheerenden Verfolgungen der Juden in den östlichen Teilen Polens während des Kosakenaufstands unter Bogdan Chmielnicki; drei Jahrhunderte vorher wurde die Mehrzahl der jüdischen Gemeinden in weiten Teilen West- und Mitteleuropas zur Zeit der Schwarzen Pest ausgelöscht. Weitaus weniger bekannt sind die sogenannten „Rindfleisch-Verfolgungen“, die vor 700 Jahren, 1298, stattfanden.

Nach ihrer Zerstörung entlang des Rheins zur Zeit des ersten Kreuzzuges im Jahre 1096 konnten sich die jüdischen Gemeinden in Deutschland in den folgenden fast anderthalb Jahrhunderten unter weitgehend sicheren Bedingungen entwickeln. Ab dem vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts jedoch waren die Juden einer immer stärkeren und bedrohlicheren Gefahr ausgesetzt, der sogenannten Ritualmord- oder Blutbeschuldigung, die erstmals gegen Mitte des 12. Jahrhunderts in England aufkam. Die Juden sollten christliche Kinder ermordet haben, um ihr Blut bei der Herstellung der Mazzot zu Pessach zu verwenden. In Deutschland führte eine solche Beschuldigung im Jahre 1235 zu Verfolgungen der jüdischen Gemeinde in Lauda, Taubersbischofsheim und Fulda. Obgleich wiederholt

päpstliche Bullen diese Anschuldigungen für haltlos erklärten, sahen sich die Juden zunehmend solchen Verleumdungen ausgesetzt. Infolge der Beschuldigung der Ermordung des „guten Werner“ in Oberwesel am Rhein im Jahre 1287 – ein Ereignis, das Heinrich Heines berühmtem Roman-Fragment *Der Rabbi von Bacherach* zugrunde liegt – wurden zahlreiche Gemeinden am mittleren Rhein und an der unteren Mosel verfolgt.

Anfang der neunziger Jahre des 13. Jahrhunderts kam mit dem Vorwurf der Hostienschändung eine neue Verleumdung auf: die Juden hätten sich – da sie von der auf dem IV. Laterankonzil 1215 zum Dogma erklärten Transsubstantiationslehre, der Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi beim Abendmahl wußten – Hostien beschafft, um das *corpus Christi* zu peinigen. Dieser Vorwurf war allerdings schon lange, bevor er auf Juden projiziert wurde, gegen „schlechte“ Christen und Ketzer gerichtet worden. Nach gleichbleibendem Muster liegt der Beschuldigung gegen die Juden folgende Legende zugrunde: Ein Jude beauftragt einen Christen, zumeist eine Frau, ihm eine geweihte Hostie zu beschaffen. Sobald er im Be-

Das Nürnberger Memorbuch mit den Namen von Märtyrern aus Rothenburg o. d. T. J.N.U.L., Photostat 2828



Gedenkstein für die Opfer der Rindfleisch-Verfolgungen in Rothenburg ob der Tauber. Entdeckt im Jahre 1914, bezeugt die Inschrift dieses Steins die Vernichtung der Gemeinde im Jahr 1298. Seit 1934 verschollen, wurde er als Sockelplatte eines im Reichsstadtmuseum Rothenburg befindlichen Reichsadlers im Jahre 1980 wiederentdeckt. Foto: Reichsstadtmuseum Rothenburg ob der Tauber



sitz der Hostie ist, martert er sie, allein, im Beisein seiner Familie oder mit anderen Mitgliedern seiner Gemeinde, indem er sie durchsticht, mit kochendem Wasser begießt oder ins Feuer wirft. Den verschiedenen Versionen der Legende zufolge hält die Hostie entweder diesem Martyrium stand, fängt an zu bluten, oder aber es erscheint das Bild des gemarterten Christus. Die Juden werden bei ihrem Frevel ertappt, bzw. die weggeworfene Hostie wird durch ein Wunder (das Erscheinen des Christusbildes oder eines Lichtes) gefunden, worauf man die Frevler zur Rechenschaft zieht. Während sich die Familie des Beschuldigten meist zum Christentum bekehren läßt, wird er selbst dem Scheiterhaufen übergeben.

Im deutschen Sprachraum gab der Vorwurf einer Hostienschändung erstmals 1294 im niederösterreichischen Lau Anlaß zu einer Verfolgung. Aber mit der Erhebung dieser Anklage in der unterfränkischen Stadt Röttingen im Jahre 1298 wurde eine Verfolgungswelle von bis dahin unvergleichlichem Ausmaß ausgelöst. Anführer der Pogrome war ein gewisser Rindfleisch, nach dem sie benannt sind. Wohl in Anlehnung an seinen Namen wird jener Rindfleisch meistens als Metzger identifiziert, gelegentlich auch als Adliger. Waren es in erster Linie Bauern vom Lande, ärmere Stadtbewohner, sowie der niedere Klerus, die zu seinen Gefolgsleuten zählten, so haben sich mancherorts auch Bürger an den Pogromen beteiligt.

Der Ablauf der Verfolgungen ist gut dokumentiert. Die wichtigste jüdische Quelle bildet das Martyrologium des ältesten Gedenkbuchs des deutschen Judentums, das Nürnberger Memorbuch. Es enthält die Namen von 44 Ortschaften, 21 davon mit Angabe des genauen Datums der Verfolgung, und ihrer Opfer. Nachdem in Röttingen am 20. April 1298 21 Juden der Gewalt zum Opfer gefallen waren, breiteten sich die Verfolgungen zwei Monate später weiter aus. Am 23. Juni wurden die Gemeinden Windsheim und Neustadt an der Aisch heimgesucht. Zwei Tage danach wurden bei einem ersten Überfall auf die Gemeinde in der Reichsstadt Rothenburg o.d. Tauber 57 Jüdinnen und Juden ermordet. Die zweite Welle dieses Angriffs erfolgte vom 18.-22. Juli. Nachdem 31 Menschen getötet worden waren, flüchtete der Rest der Gemeinde in die Burg. Nach dreitägiger Belagerung wurde sie eingenommen, 380 Menschen wurden ermordet. Am darauffolgenden Tag wurde die Gemeinde in

Würzburg vernichtet: 832 Mitglieder, und, wie das Memorbuch zu berichten weiß, „hundert Personen, arm und reich, welche sich als Fremde in der Stadt aufhielten“, verloren ihr Leben. Wie in Rothenburg hatten die Juden auch in Nürnberg Zuflucht in der Burg gesucht, wo sie sich, unterstützt von der christlichen Bevölkerung, zunächst verteidigen konnten. Als aber am 1. August die Burg erstürmt und abgebrannt wurde, starben wohl 728 Menschen. Und von der am 20. September überfallenen Gemeinde in Weinheim heißt es: „Die Märtyrer wurden am Sabbat in der Synagoge verbrannt“.

Die Verfolgungen weiteten sich über alle Teile Frankens aus, nach Thüringen, Oberpfalz, Schwaben und Hessen. Allein die Gemeinden in Regensburg und Augsburg blieben, dank des Schutzes der Städte, von den mörderischen Banden verschont. Eine zweite Ortsliste im Memorbuch enthält die Namen von weiteren 64 Gemeinden, während andere Quellen von bis zu 146 heimgesuchten Orten sprechen. Die Zahl der Toten wird mal mit 20.000, mal mit 100.000 angegeben. Dagegen zählt das Memorbuch, wohl die verlässlichste Quelle, die Namen von knapp 3500 Opfern auf, so daß man eine Gesamtzahl von bis zu 5000 Toten schätzt.

Die Ausbreitung und Intensität der „Rindfleisch-Verfolgungen“ wurden durch den Krieg zwischen dem abgewählten König Adolf von Nassau und Herzog Albrecht von Habsburg begünstigt. Hieran war die Mehrzahl der Kräfte beteiligt, die die Juden hätten schützen können und müssen. Erst nachdem der siegreiche Albrecht gegen Ende September in Franken einzog und einige Schuldige in Nürnberg bestrafte, näherten sich die Pogrome ihrem Ende. Als letzten Ort einer Verfolgung nennt das Memorbuch Heilbronn, wo am 19. Oktober mindestens 140 Menschen getötet wurden. Über das Schicksal des Anführers Rindfleisch ist nichts Genaues bekannt.

Die Erinnerung an das Leid der Juden während der „Rindfleisch-Verfolgungen“ bezeugen neben dem Memorbuch auch fünf überlieferte Klagelieder. Darin werden insbesondere die Gemeinden Nürnberg, Rothenburg, Würzburg und Bamberg genannt, nicht nur, weil sie die meisten Opfer zu beklagen hatten, sondern auch, weil dort viele Rabbiner und Gelehrte starben, darunter der Autor eines der berühmtesten Gesetzeskompendien, Mordechai ben Hillel, der zusammen mit seiner Frau und fünf Kindern in Nürnberg ermordet wurde.



[Mit bitterer See]le eine bittere Klage, weil wir  
[die] ersten [Verfolgung]en vergaßen. Um ihrer zu gedenken, meißelte ich  
[auf] steinerner [Ta]fel die Märtyrer Rothenburgs ein,  
[die ermor]det und verbrannt wurden um der Einheit des Namens willen im Jahre 58  
[der Zählung, 1]9. Tammus. In der Festung außerhalb der Stadt  
[vernichte]ten, verbrannten im Feuer und töteten  
[die] Stadt[bewohner] und vernichtet war von uns Groß und Klein.  
[Am 12.] des fünften [Mo]nats des sechsten Jahrtausends  
[hörte] meine Freude [auf] und am dritten Tag  
[entlasse Er] uns in die Freiheit. Dann möge kommen mein Befreier  
[und mein Heili]ger.  
[Amen Amen Amen]

Ihn beklagt das anonyme Gedicht *Ich weine über die Härte des Geschickes*: „Was ist geschehen dem Sohne des Kisch (Vorfahr des biblischen Mordechai), Sohn des Glanzsterns, Sohn des Morgens? Seine Quellen versiegten nie und wie ein Blasebalg fachte er an; der große Gelehrte, denn ihn hat sein Gott erwählt“. Und das Klagegedicht *Gott, der zuverlässige König* von Jehoschua bar Menachem ruft Gott als Zeugen an: „Es gelüstete sie nach den Häusern und sie plünderten das Haus Deiner Zierde, die Torarollen zerrissen sie und verschmähten Deine Lehre; brennt nicht wie Feuer Dein Eifer?“

Die nach den Verfolgungen eintretende Ruhe war nur von kurzer Dauer. Schon 1301 wurden die Juden im badischen Ort Renchen Opfer einer Ritualmordbeschuldigung, zwei Jahre später die Juden im thüringischen Weissensee. Erneute Vorwürfe von Hostienschändung führten zu wiederholten Pogromen in Konstanz. Die 1336 beginnenden „Armleder-Verfolgungen“, die ebenfalls von Franken ausgingen, breiteten sich noch weiter aus als die Pogrome von 1298. Vielerorts gingen ebenfalls Bezeichnungen einer Hostienschändung den Verfolgungen voraus. Der Mediävist František Graus bezeichnet diesen Vorwurf als „Idealform klerikaler Judenfeindschaft ... die immer wieder propagiert und nach bewährten Vorbildern genutzt wurde“. So wurden nicht nur frühere Verfolgungen erst im nachhinein mit Hostienschändungen in Verbindung gebracht, wie das berühmte Beispiel von Deggen Dorf zeigt, sondern der Vorwurf gab auch in den folgenden Jahrhunderten Anlaß zu schweren Pogromen gegen die Juden, wie 1478 in Passau und 1510 in Brandenburg.

Der Aberglaube wurde indessen noch weitaus länger genährt. In vielen Ortschaften, in denen Hostienwunder „bezeugt“ wurden, errichtete man Wallfahrtskapellen, nicht selten an der Stelle der Synagogen, die bei den Pogromen zerstört worden waren. In einigen von ihnen hingen bis vor wenigen Jahren bildliche Darstellungen jener Hostienschändungen, etwa in der „Blutskapelle“ von Lauda im badischen Frankenland, dessen Gemeinde auch zur Zeit der „Rindfleisch-Verfolgungen“ heimgesucht wurde. „Merke Lieber Leser den Ursprung dieser Kapellen“ – steht am Anfang der langen Inschrift der vermutlich 1683 bemalten Tafel – „...Als nun der Jud das Erschröckliche wunderzeichen gesehen, ist er hästig darüber Erschrocken und die Heil. hostien hinter seinem haus Begraben,

und alle Nacht Ein helles Licht sich daselbst hat sehen Lassen, welches, da die Nachbarn gewahr geworden, Haben sie gebührenden Orthen angezeigt, darauf nachgesucht, die heil. hostien gefunden, und da an das Ort, wo das Juden haus gestanden, Diese Kapellen erbaut worden.“ In dem 1984 herausgegebenen Heft *Die katholischen Kirchen von Lauda*, das eine Abbildung dieser Tafel enthält, liest man: „niemand vermag mehr zu sagen, welcher Wahrheitsgehalt dem zugrundeliegt“!

Auch in Röttingen, wo die „Rindfleisch-Verfolgungen“ ihren Ausgang nahmen, hing in der Stadtpfarrkirche ein Ölgemälde, das die dortige Hostienschändungslegende zeigt. Hier entflammte eine besonders heftige und lang anhaltende Auseinandersetzung um das Abhängen des Bildes, das die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Unterfranken“ 1987 gefordert hatte. Laut Presseberichten stemmte sich der Pfarrer der Röttinger Kirchengemeinde, M. Etzel, dagegen; er habe sich nicht nur „verboten, in dieser Sache von Aberglauben zu reden“, sondern sich darüber gewundert, daß der Dekan der Würzburger katholisch-theologischen Fakultät, Prof. Karlheinz Müller, „sich zum Sprecher der Juden“ gemacht habe. Erst nach dem persönlichen Wort des Würzburger Bischofs Paul W. Scheele wurde das Bild 1988 abgehängt. Indessen staunte man nicht wenig, als es 1991 restauriert wieder in der Kirche auftauchte, nachdem das Landesamt für Denkmalpflege es zum festen Bestandteil der unter Denkmalschutz stehenden Kirche deklariert hatte. Nach erneuten Protesten, auch des Bischöflichen Ordinariats, wurde das Bild, nachdem es zunächst in den Treppenaufgang zur Orgel und danach in den Pfarrgemeindesaal umgehängt worden war, 1992 vom Pfarrer endgültig entfernt und an einen geheim gebliebenen Ort deponiert. Indessen war es kein Wunder, daß Pfarrer Etzel, als zum 700. Jahrestag des Röttinger Pogroms ein Vortrag über die „Rindfleisch-Verfolgungen“ geplant wurde, die Benutzung des Pfarrgemeindesaals hierfür untersagte.

Die Beispiele von Lauda und Röttingen verdeutlichen, wie unerläßlich auch heute noch die Auseinandersetzung mit den überlieferten Vorurteilen und der Judenfeindschaft ist. Dies gilt keineswegs nur für die Stereotypen der jüngsten Vergangenheit, sondern auch für jene, die in das Mittelalter zurückreichen und deren Nachwirkungen auch heute noch spürbar sind.

## „An meiner Mitarbeit, wo und wie möglich, soll es gewiss nicht fehlen“.

Erinnerung an Franz D. Lucas

**A**m 7. Juli 1998 verstarb im Alter von 77 Jahren völlig unerwartet Generalkonsul Franz D. Lucas, Ehrensator der Universität Tübingen. Er wurde 1923 im schlesischen Glogau als Sohn des Rabbiners Dr. Leopold Lucas geboren. Franz D. Lucas verbrachte Kindheit und Jugend in Glogau, hatte als letzter jüdischer Student an der Königsberger Universität sein Orientalistikstudium begonnen, als er, gerade 18 Jahre alt, nach Bolivien emigrieren mußte. Er fand Arbeit in einem deutsch-jüdischen Bergwerksunternehmen und gründete die Firma F.D. Lucas u. Co., die mit Metallen und Mineralien handelte und bald zur führenden des Landes wurde. Seit 1977 lebte er mit seiner Familie in London.

„Ihre Idee, ein der [Duisburger] Universität zugehöriges Institut mit dem Namen Steinheim zu belegen, finde ich außerordentlich attraktiv und gratuliere zu dieser Initiative. An meiner Mitarbeit, wo und wie möglich, soll es gewiß nicht fehlen“. Mit diesen 1986 an den Gründungsdirektor des Steinheim-Instituts gerichteten Worten begann eine bis zu Lucas' Tode währende fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Institut, die über die wissenschaftliche Arbeit hinaus freundschaftliche Beziehungen mit sich brachte und für das Institut ein großer Gewinn war. Gemeinsam mit Margret Heitmann schrieb er das Buch „Stadt des Glaubens, Geschichte der Juden in Glogau“ (1991, 2. Aufl. 1992). Franz D. Lucas setzte sich auf Wunsch der Stadt Glogau für eine polnische Übersetzung ein, die zu verwirklichen

ihm nicht mehr vergönnt war, der jedoch zu wünschen ist, daß sie posthum realisiert werden kann. Wie sehr ihm, der seine Eltern durch die Shoa verloren hatte, die deutsch-jüdische Geschichte und Philosophie am Herzen lag, belegt sein Engagement, die vierbändige Ausgabe der „Offenbarungslehre“ von Salomon Ludwig Steinheim, einem Vorfahren der Familie, und auch die Bücher seines Vaters im Hildesheimer Olms Verlag neu aufzulegen. Vor 25 Jahren stiftete er zur Erinnerung an seinen Vater den Dr. Leopold-Lucas-Preis. (Kalonymos, 1. Jg., Heft 1, berichtete darüber.)

Daß es heute im polnischen Glogau auf dem Grundstück der zerstörten Synagoge ein Denkmal gibt, ist weitgehend sein Verdienst. Rabbiner Michael Sachs (1808-1864), einem der herausragendsten jüdischen Glogauer, widmete er gemeinsam mit Heike Frank eine Monographie, die unter dem Titel „Michael Sachs, Der konservative Mittelweg“ bei Mohr-Siebeck in Tübingen erschien. Einen „konservativen Mittelweg“ hatte er für sich selber wohl auch gewählt. Ein Weg, auf dem er stets bereit war, kontrovers zu diskutieren, Anregungen und ideelle Unterstützung zu geben und offen zu sein für Fragen und Probleme. Ihn nicht mehr befragen zu können, die Arbeit ohne seinen Rat, seine lebendige Begeisterung, sein kritisches Lob weiter zu führen, fällt uns nicht leicht.

Margret Heitmann

## Tagungen

### Zwischen Polen und Deutschland: Jüdische Geschichte in Posen

Gemeinsam mit der Landeszentrale für politische Bildung veranstaltet das Steinheim-Institut vom 22.-24. November 1998 im neuen Gerhard-Mercator-Haus der Universität Duisburg eine internationale Tagung zur deutsch-jüdischen Geschichte in Posen. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Israel, den USA, Polen und der Bundesrepublik werden Fragen berühren, die am Ausgang des Jahrhunderts von bildungspolitischer wie öffentlicher Relevanz sind. Zu Anfang dieses Jahrhunderts fand im Posener Raum eine von Konflikten geprägte interkulturelle Begegnung statt, gekennzeichnet durch die Suche nach individueller und gesellschaftlicher Identität. Besonderes Interesse gilt der Problematik von Mehrheiten und Min-

derheiten, von deutsch-polnisch-jüdischen Begegnungen und Friktionen. Durch die Rekonstruktion jüdischer Geschichte und Kultur läßt sich einerseits der jüdische Beitrag zur Mehrheitsgesellschaft herausarbeiten, andererseits aber auch innerjüdische religiöse und kulturell-soziale Kontinuität und Transformation im gesellschaftlichen Wandel nachvollziehen. Aus polnischer Sicht werden die Zeit von 1939 bis 1945 thematisiert, das *Muzeum Martyrologiczne* in Poznan (Posen-Stadt) sowie die jüdischen Friedhöfe im Posener Land vorgestellt. Die Tagung wird begleitet von einer Ausstellung, die in Dokumenten, Bildern und erklärenden Texten das Thema visuell erfahrbar macht. Die Beiträge werden anschließend publiziert.

Das Steinheim-Institut wird anlässlich des 50. Jahrestags der Gründung des Staates Israel mit der internationalen Konferenz *Janusfiguren: „Jüdische Heimstätte“, Exil und Nation im deutschen Zionismus*, die vom 9.-11. Dezember 1998 in der Katholischen Akademie in Mülheim/Ruhr stattfinden wird, die besondere Bedeutung des deutschen Zionismus auf dem Weg zur Gründung des Staates Israel würdigen. Die Referentinnen und Referenten aus Israel, den USA, Großbritannien und der Bundesrepublik werden seine Geschichte, aber auch seinen spezifischen Beitrag im Hinblick auf gegenwärtige politische, gesellschaftliche und kulturelle Auseinandersetzungen und Tendenzen in Israel diskutieren. Im Mittelpunkt der Tagung soll die Frage stehen, wie sich innerhalb des deutschen Zionismus

unter den sich wandelnden zeitgeschichtlichen Bedingungen zwischen 1897 und 1945 die – politische, ökonomische und kulturelle – Konstruktion einer jüdischen „Heimstätte“ in Palästina auf traditionelle oder neue Konzepte von Nation, Heimat und Exil bezog. Die Metapher der „Janusfiguren“ soll auf die Ambivalenzen im deutschen Zionismus hinweisen, die nicht als Schwäche gedeutet werden, sondern als Zeichen für Öffnungen im zionistischen Diskurs, die von Anfang an vorhanden waren und – wie die gegenwärtige Diskussion über den Postzionismus zeigt – heute als Chance begriffen werden.

Interessenten, die an den Tagungen teilnehmen möchten, können sich an das Institut wenden.

**Janusfiguren: „Jüdische Heimstätte“, Exil und Nation im deutschen Zionismus**

## Mitteilungen

Berlinweites Medienecho fand die Pressekonferenz und Projektbegehung **Jüdischer Friedhof Schönhauser Allee** am 23. Juni. Tageszeitungen und SFB-Fernsehen berichteten über die Ergebnisse des ersten Jahres einer AB-Maßnahme zur bildlich-textlichen Inventarisierung der Grabmale des Friedhofes Schönhauser Allee (ab 1827). Unter der wissenschaftlichen Betreuung des Steinheim-Instituts, vor Ort vertreten durch die Judaistin Christiane E. Müller, sind bereits 2700 der ältesten Grabmale fotografisch und in einer Datenbank erfasst. Die Begehung, unter Beteiligung der Jüdischen Gemeinde und des Centrum Judaicum mit Dr. Hermann Si-

mon, des Bezirks Prenzlauer Berg, des Prenzlauer Berg Museums und der Pro Kultur GmbH, führte den Medienvertretern früher efeuüberwucherte Stein- und Inschriftenfunde vor Augen. Der Orts-termin machte deutlich, wie gefährdet dieser Friedhof ist und wie wichtig die Entdeckungen für die Berliner jüdische und allgemeine Geschichte sind.

Auf Einladung der *International Association of Jewish Lawyers and Jurists* nahm Michael Brocke auf der Konferenz **Remember Salonika** vom 26.-28. Juni in Thessaloniki teil an einer Diskussion zum Thema Bekämpfung der Leugnung des Holocaust, speziell in Deutschland.

**Ignatz Bubis**, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, besuchte am 25. August das Steinheim-Institut. Michael Brocke, Stefan Rohrbacher und Rektor Walter Eberhard informierten Herrn Bubis über Arbeit und Projekte des Steinheim-Instituts und die Entwicklung des neuen Faches Jüdische Studien an der Universität. Auf der anschließenden, gut besuchten Pressekonferenz zeigte sich Herr Bubis sehr erfreut über den erfolgreichen Auf- und Ausbau dieser Duisburger Schwerpunkte, auch über die wachsende Zahl jüdischer Studierenden hier und brachte den Wunsch nach unserer guten Zusammenarbeit mit den benachbarten jüdischen Gemeinden zum Ausdruck.

### Impressum

**Herausgeber:** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg **ISSN:** 1436-1213  
**Redaktion:** Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Thomas Kollatz, Aubrey Pomerance **Grafikdesign:** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas haenbuecher, Düsseldorf **Layout:** Rolf Herzog  
**Redaktionsanschrift:** Geibelstr. 41, 47057 Duisburg; Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; E-mail: institut@sti1.uni-duisburg.de; Internet: <http://sti1.uni-duisburg.de/> **Druck:** Joh. Brendow & Sohn, Grafischer Großbetrieb und Verlag, Moers  
**Versand:** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

## Meschullam ben Kalonymos der Große

In mittelalterlichen Pijjut-Kommentaren wird Meschullam ben Kalonymos als Schüler des Schlomo ha-Bavli bezeichnet. Nach der Legende soll Schlomo ha-Bavli sein „Jozer“-Gebet zu Pesach *Or jescha' me'uscharim* („Licht der Erlösung den Glücklichen“) innerhalb eines Jahres verfaßt haben. Als sein Schüler das Werk hörte, sagte er: „Ich will nach diesem Muster einen Jozer dichten, doch an einem einzigen Tag.“ Das Ergebnis, *Afiq renen we-schirim* („Ich will hervorbringen Gesang und Lieder“), ist allerdings nach Meinung des Kommentators weniger geglückt als das länger durchdachte Vorbild.

Die Familie der Kalonymiden hat entscheidend zur Einführung und Verbreitung der hebräischen liturgischen Poesie, des *Pijjut*, in Aschkenas beigetragen. Der berühmteste ihrer Dichter war Meschullam ben Kalonymos, der gegen Ende des 10. Jahrhunderts in Italien lebte und wirkte. Er darf als Bindeglied zwischen der italienischen und der aus ihr hervorgegangenen aschkenasischen Dichterschule gelten – seine verwandtschaftlichen Beziehungen reichten bis nach Deutschland; seine Dichtungen wurden dort tradiert, vor allem aber war er Lehrer des Simon ben Isaak ben Abun (Ende 10., Anfang 11. Jahrhundert), des bekanntesten aschkenasischen liturgischen Dichters.

Die Liturgie enthält mehrere Pijjutim aus der Feder des Meschullam, darunter ein „Jozer“ zu Pesach, mehrere Pijjutim für den Morgengottesdienst des Versöhnungstags und zwei „Avoda“-Pijjutim für dessen Mussafliturgie. „Avoda“ dichtet die Urgeschichte nach, von der Schöpfung über die Patriarchen bis zu Levi und Aaron, und schildert dann ausführlich die sühnenden Riten des Hohenpriesters am Jom Kippur.

Meschullam ben Kalonymos wandte sich von der komplizierten und verrätselten Schreibweise seines Lehrers Schlomo ha-Bavli ab und fand durch

1 *Starker an Kraft, mächtig Allgewaltiger,  
Keiner, der wie Werk Deiner Machttaten wirkte,  
Der Söller Stärke bälktest Du auf Wasserskälte,  
Gründetest die Welt auf nichts.*

5 *Als Welt Finsternis, Todesschatten und Düsternis – Du  
Ließest aus der Hülle Deines Kleides das Morgenlicht leuchten.  
Aufgischende geteilt wie es das furchtbare Eis,  
Im Abgrund gesammelt von Dir, daß sie nicht die Erde bedeckten.*

*Dir der Vergeßnen Antlitz entdeckt, sproß sie reichen Ertrag,  
10 Pflanztest den Garten ihr östlich zur Lust denen, die Dich loben.  
Große Lichter festigtest Du dem Firmament Deiner Macht,  
Und Sternenbeerhaufen befaßt Du ihnen hinzu.*

*Reichlich Schwimmende, Fliegende aus Handvoll Wassers geschöpft;  
Der da wie flüchtig sich strafft den im Garten Weilenden aufzutragen.  
15 Die Schollenverklebte brachte Kriechende hervor, Atmende;  
Den, der in Moor und Schilf haust, zum Mahl denen, die Dir rufen.*

*Schlachtung bereitetest und Trank mischtest Du, doch wo der Gast?  
Aus Lehm formtest Du einen Kloß, nach der Gestalt Deines Siegels,  
Bliesest ein seiner Erde reinen Odem von Deiner Wohnstatt herab,  
20 Schlafbetäubt, aus seiner Seite zudachtest die Gehilfin ihm Du.*

Die Übersetzung des Beginns der Avoda „Amiz Koach“ folgt dem Machsor für Jom Kippur von D. Goldschmidt.

Zl. 3: Söller auf Wasser, Ps 104,3; Zl. 4: Ijob 27,7; Zl. 6: Midrasch Genesis Rabba 3,4; Zl. 7a: Ps 124,5, die wilden Wasser. Die oberen und unteren Wasser werden voneinander geschieden; Zl. 7b: Ez 1,22; Zl. 9: das Antlitz der Erde, nach Ps 88,13; Zl. 13: vgl. Jes 40,12; Zl. 14: Jes 27,1 „die Schlange, die sich strafft“ - der Leviathan, den die Gerechten einst verspeisen werden; vgl. Pirke de R. Elieser 9; Zl. 15: Die Erde, Ijob 38,38; Zl. 16: Ijob 40,21, der Behemoth; Zl. 17: Spr 9,2; Zl. 18: Ijob 33,6.

eigene Analyse der klassischen Pijjutim zu einem verständlicheren, wenn auch kaum weniger komplexen Stil. Auf der Grundlage bekannter Pijjutim, präsentierte er vertraute Inhalte auf neue Weise, ohne doch die grammatische Phantasie seines Publikums und dessen Kenntnis der Midraschliteratur im Übermaß zu strapazieren.

Der einfache und gradlinige Bezug zur Realität ist das wichtigste Merkmal, das die italienische liturgische Dichtung von ihren klassischen Vorbildern, aber auch von der aus ihr erwachsenen aschkenasischen und französischen Schule unterscheidet. Er zeichnet auch Meschullams Dichtung aus und trägt viel zum Charme seiner Werke bei, die ihre Hörer unmittelbar anzusprechen vermögen.

*Einführung und Übersetzung: Elisabeth Hollender*

Für das neue Jahr  
5759

wünschen wir  
Ihnen

לשנה  
טובה  
תכתבו  
ותחתמו